

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin

Herausgeber: Verein Saiten

Band: 11 (2004)

Heft: 124-125

Rubrik: Stadtleben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vor der grossen Wahl ++ Franz Hagmann wäre gerne Truffauts Kabelträger, Fredy Brunner möchte lächeln wie Hitchcock und für Elisabeth Beéry ist keine Mission impossible ++ **Gleich drei junge linke Listen wollen ins Stadtparlament und auch Vadian meldet sich zu Wort** ++ Weiter im Text: Ein Gespräch mit Architektin Elisabeth Blum über den neuen Sicherheitswahn, Post aus Rotterdam und ein Stadtschreiber, der lieber im Bodensee schwimmt

STADTLEBEN

DAS KULTURELLE KREUZVERHÖR

Am 26. September wählt St.Gallen einen neuen Stadtpräsidenten bzw. die erste Stadtpräsidentin überhaupt – und damit auch einen neuen Kulturchef. Welche Kulturpolitik schwebt den bisher bekannten* Kandidaten vor? Wie wollen sie diese finanzieren? Und wie heisst ihr Lieblingsbuch? Ein Fragebogen zum Wahlauftakt.

von Andreas Kneubühler und Kaspar Surber (Fragen) und Daniel Amman (Bild)



Franz Hagmann, 1941, CVP

Dr. phil, Stadtrat, Vorstand Technische Betriebe

Als Stadtpräsident werden Sie für die Kultur wie für die klugen Worte verantwortlich sein. Beginnen wir also formell: Welche Rolle kommt der Kultur in einer Stadt zu?

Kultur ist Ferment des urbanen Lebens, sie prägt mit Bauten und Plätzen das äussere Bild der Stadt und gibt ihr historische Tiefe, sie strahlt aus, wirkt in der Erinnerung und entfaltet Anziehungskraft.

Persönlich, welches ist Ihr liebster Kulturort in St.Gallen?

Er besteht erst in der Vorstellung: Ich hoffe, der Kulturplatz zwischen Theater, Museum, Kirchhoferhaus und Tonhalle wird es. Vorerst solls noch der Picopello-Platz sein, bespielt mit Handkes «Die Stunde da wir nichts voneinander wussten» – an den unvergesslichen Sommerabenden 2003.

Zwischenfrage: Haben Sie ein Lieblingsbuch?

Die Frage nach dem einen Buch, von Blick gestellt, wohl, aber von einer Kulturzeitschrift? Heute, am 16. Juni, ist's die Sehnsucht, den Ulysses wieder mal zu lesen. Vor Wochen, nach Bewältigung der Musil-Biographie von Corino, wärs der «Mann ohne Eigenschaften» gewesen. Immer wieder ist es die Werkausgabe Heinrich Heines. Oder es ist etwas Aktuelleres, «Der menschliche Makel» von Philip Roth zum Beispiel.

All das zusammengefasst: Was unterscheidet Ihre Kulturpolitik von der ihres Vorgängers?

Das war ja nun vorerst noch nicht Kulturpolitik, allenfalls eine Facette des persönlichen Hintergrunds dafür. Eine Antwort trotzdem: Ich bin wohl aktiver, stärker einbezogen, nehme persönlich intensiver teil und bringe von meiner Grundausbildung her in einigen Bereichen fachliche Kompetenz ein. Das wirkt sich hoffentlich belebend aus, es sollte die Kulturszene politisch stärken.

Nun sind wir ja in unserm Herzen alle Sachpolitiker, kommen wir zu den wichtigsten Geschäften der nächsten Zeit: Wohin gehört das Kunstmuseum?

Mich überzeugt das Konzept «Drei Häuser – drei Museen». Damit ist klar, das Kunstmuseum beansprucht den Kunklerbau. Für das Naturmuseum ist ein Standort und ein Konzept neu festzulegen, und das ist primär eine grosse Chance. Anderseits ist das Kunstmuseum nicht als abgeschotteter Ausstellungsraum zu betrachten, vielmehr ist es immer wieder neu zu vernetzen mit weiteren Ausstellungsangeboten und -orten.

Unterstützen Sie den Weg des «kulturellen Experiments» beim Kino Palace?

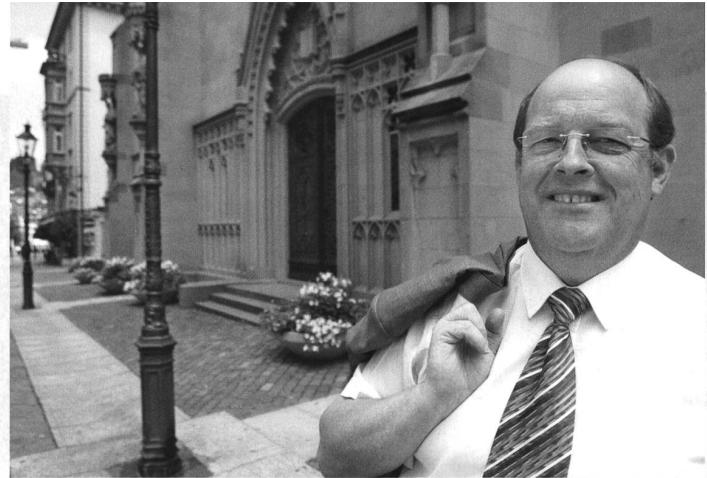
Das Palace ist vorerst ein Angebot für die freie Szene, das Haus und sein Standort mitten in der Stadt, bei Grabenhalle und Kinos, hat grosses Potential. Die ausgewählten Teams müssen jetzt ihre Ideen und Initiativen einbringen, durch attraktive Angebote einen guten Start hinlegen. Diese Vorleistung wird erwartet, und wenn ihnen das gelingt, wird man auch die politische Unterstützung für Investitionen ins Haus erreichen.

* Bis zum Red.Schluss waren keine weiteren Kandidaturen verbürgt, namentlich keine der kulturpolitisch regelmässig aktiven SVP.



Elisabeth Beéry, 1965, SP

Rechtsanwältin, Stadträtin, Vorstand Bauverwaltung



Freddy Brunner, 1948, FDP

Dipl. arch ETH, Gemeinderat,
Geschäftsführer Markwalder & Co AG

Das wissen wir doch alle! Ohne lebendige Kultur wäre St. Gallen eben «Güllen». In einem St. Gallen ohne Kultur würden wir uns alle zu Tode langweilen. Apropos formell, ich strebe den Job einer Stadtpräsident-in an.

Einen liebsten Kultuort kann es nicht geben (Ich sitze zu Hause auch nicht ständig in der Stube). Entscheidend ist, was an den Orten läuft. Beispiele: Sittertobel (Open-Air), Orangerie (Sommertheater Parfin), Espenmoos (Meisterfeier), Kunsthalle (Heimspiel), Theater St. Gallen (Raumgriff), Kunstmuseum (Andy Warhol), Kunstgiesserei Sittertal (Feier für Hans Josephsohn), Palace (Eröffnungsfest ..., hoffentlich bald).

Schon vergessen? «Herr Mäder» ist's. Neuerdings aber auch: «Blütenweiss bis rabenschwarz – St. Galler Frauen 200 Porträts». Bei Mäder gefallen mir die Zeichnungen speziell gut, St. Gallen wird mit in jeder Hinsicht spitzer Feder humorvoll kommentiert. Das blütenweise Buch ist lebende Geschichte. Es zeigt die ganze Vielfalt weiblicher Charaktere und Schicksale auf. Es ist eindrücklich, was diese Frauen alles geleistet haben.

Für mich stellt sich die Frage anders: Wie «zwäg» ist die Kulturszene genau jetzt? Gibt es initiative Kulturschaffende, die ich als Stäpin in spe unterstützen kann? Es gibt sie, die Szene ist aktiv wie selten zuvor. Aus dieser Szene wird ein Steilpass nach dem anderen gespielt. Die werde ich nicht verstolpern.

In den Stadtpark (Kunklerbau).

Ja, natürlich. Die Bauverwaltung ist sehr stark in dieses Geschäft involviert. Die Initiative ging damals von uns aus. Genau das meine ich mit «Steilpässe nicht verstolpern».

Die Kultur umfasst alles, was von den Menschen einer Stadt geschaffen wird. Neben den existentiellen Dingen gehören dazu die Formen des sozialen Zusammenlebens, aber auch Sprache, Literatur, Geschichte, Religion, Kunst, Wirtschaft, Wissenschaft und die Kommunikation. Die Faszination einer Stadt, einer Region wird beeinflusst von der kulturellen Vielfalt, von den Möglichkeiten, vom Gestaltungswillen und der kulturellen Qualität. Die Kultur wird also von uns allen beeinflusst, wir werden alle von der Kultur beeinflusst.

Ich habe nicht einen Lieblingsplatz, sondern ganz viele. Besonders spannend ist für mich der Platz vor St. Laurenzen: Im Spannungsfeld zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen Klosterbezirk und Marktplatz, zwischen Gallus und Vadian – ein Ort voller Inspiration und Kraft. 23

Tschingis Aitmatov / Daisaku Ikeda: «Begegnungen am Fudschijama – ein Dialog» (das Buch hat mir 1992 eine Mitarbeiterin zu Weihnachten geschenkt). Der Kirgise Aitmatov (im Islam aufgewachsen) und der Japaner Ikeda (Buddhist) unterhalten sich in einem einmalig tiefgründigen Dialog über die verschiedenen Kulturen und die Zukunft der Menschheit. Sehr beeindrucken mich die Aussagen über die europäische, christliche Kultur – für einmal nicht von innen, sondern als Aussenbetrachtung. Beide erzählen leidenschaftlich und offen, denn «das Wort stirbt, wenn wir es nicht mit anderen teilen».

Kulturpolitik, ein seltsames Wort. Kultur muss gelebt werden, alle miteinander. Die Aufgabe der Politik kann lediglich sein, die kulturelle Vielfalt, die Gestaltungsmöglichkeiten und den Gestaltungswillen zu unterstützen und zu fördern. Der Stadtpräsident ist eine Scharnierstelle in diesen Bemühungen, geprägt vom Interessenskonflikt zwischen intakten Stadtfinanzen und einer grosszügigen Kulturförderung. Es ist mir ein grosses Anliegen, kulturell mehr zu wagen und unsere Bevölkerung davon auch zu überzeugen.

Mir scheint, und die verlorene Abstimmung hat dies aufgezeigt, dass wir noch etwas in der musealen Vergangenheit leben. Damit die St. Galler Museen – und damit auch das Kunstmuseum – eine Brücke in die Zukunft bilden können, genügt eine reine Standort-Diskussion sicher nicht. Wenn wir im momentanen Wettbewerb der Kunstmuseen bestehen wollen, müssen wir uns fragen: Wie inszenieren wir den Inhalt unserer Museen für zukünftige Generationen, welche Bereiche fassen wir zusammen, was sind unsere neuen Schwerpunkte? Zusammen mit betrieblichen Überlegungen müssen sich daraus die Anforderungen an den Standort ergeben.

Natürlich, weil sich daraus eine weitere Perle in unserem städtischen Kultuspuzzle ergeben könnte. Ich freue mich sehr darauf, wenn die eingebrachten Ideen für ein «Literatur-Cafe» umgesetzt werden können («denn das Wort stirbt, wenn wir es nicht mit anderen teilen»).

Hinter den Gleisen des Hauptbahnhofs könnte neben der Fachhochschule ein neues kulturelles Zentrum entstehen. Möglich sind eine Bibliothek der Zukunft, eine belebte Lokremise usw. Wie sehen Ihre Visionen für dieses Gebiet aus?

Was spricht dagegen, dass sich diese Visionen erfüllen? Und was tun Sie, wenn sie nicht Wirklichkeit werden?

Apropos Vision und Wirklichkeit: Braucht die Stadt mehr Geld für die Kultur? Und wenn ja, für welche Kultur?

Welche Stadt nehmen Sie sich in dieser Hinsicht (und überhaupt) zum Vorbild? Vergleichbare Städte wie Winterthur oder Luzern geben pro Jahr 30 bzw. 20 Millionen Franken für die Kultur aus, St.Gallen lediglich 12 Millionen.

24

Was wird aus dem Amt des Kulturbefragten?

Wie wollen Sie daneben mit den Kulturschaffenden in Kontakt kommen?

Eine Kulturstadt braucht ein lebendiges Ambiente, im Gegensatz dazu werden in letzter Zeit verstärkt Massnahmen für Ruhe und Ordnung ergriffen: Wie soll es Ihrer Ansicht nach abends auf Dreiweiern aussehen, beim Bahnhofplatz, beim Vadianenkmal?

Weiter oben haben wir es von der Entwicklung hinter den Gleisen gehabt – wie auch immer sie rauskommt, es verschwindet billiger Wohnraum. Wie schaffen Sie Alternativen?

Wir haben bis jetzt fast ausschliesslich vom Zentrum gesprochen. Wie entwickelt sich die Stadt im Osten, wie im Westen?

Zum Schluss, quasi als Wahlempfehlung zu Ihren Gunsten: In welchem Film hätten Sie gerne die Hauptrolle gespielt?

«Ich möchte die Kulturszene politisch stärken ...»
Franz Hagmann

Eine Kantonsbibliothek, zeitgemäß nutzbar, offen und einladend für die wissbegierige Bevölkerung, das wünsche ich mir primär. Wenn der Zukunftsfoonds nicht am kleinkrämerischen Referendum scheitert, kann das in einem architektonischen Wurf umgesetzt werden, allenfalls mit dem Haus des Buches als Zugabe. Zur Lokremise dies: Wir werden vermehrt mit raschen Veränderungen bei der Nutzung von kulturell anregenden Räumen rechnen müssen. Bei der Lokremise ist vieles nebeneinander möglich: Ausstellungen, eine KTSG-Spielstätte für Tanz und Sprechtheater, von der Rezeptionsituation her eine urbane Alternative und zugleich eine Entlastung für das grosse Haus (ein finanziabler «Schiffbau»).

Dagegen spricht unser Kleinmut, wir müssen dafür kämpfen, die ganze Kulturszene für einmal miteinander. Die neue Kantonsbibliothek ist eine Notwendigkeit, die auch übers normale Budget finanziert werden müsste. Und bei der Lokremise wird man ohnehin auf private Förderung angewiesen sein.

Für das Setzen nachhaltiger Akzente braucht es gelegentlich mehr Geld, auf Dauer müssen wir den Ausgleich mit Ansprüchen im Sozialen, in der Bildung, in den Infrastrukturen im Auge behalten. Alles andere wäre konträr zu den Inhalten engagierter Kultur.

Diese Städte sind vergleichbar, die Kulturbudgets eben nicht. Sie decken Unterschiedliches ab und die Aufgabenteilung unter den Gemeinwesen ist verschieden. Ich orientiere mich nicht an einer Stadt, ich besuche aber oft Kulturanstalten in anderen Städten, heuer waren schon Genf, Zürich, Luzern, Stuttgart und München, und ich freue mich an ihren Angeboten, vor allem interessanten Opernaufführungen und Ausstellungen reise ich gerne nach.

Ich werde mich der strategischen Fragen im Kulturbereich persönlich annehmen, bringe dafür das Interesse und auch die notwendige Kompetenz und Erfahrung mit. Ich stelle mir vor, dass wir eine Plattform schaffen wie der Kanton mit seiner Kulturkonferenz, die es den Kulturschaffenden und mir erlaubt, regelmäßig persönlich mit- und untereinander ins Gespräch zu kommen. Der Kulturbefragte soll anregend unterstützen, das Administrative locker im Griff haben und die Finanzen absichern.

Ich sehe das anders: Einerseits ist richtig, dass heutige Ansprüche an urbanes Leben neue Freiräume braucht in der Nutzung des öffentlichen Raumes. Das fordert Toleranz, die aber ihre Grenzen hat, wo einzelne Gruppen raumgreifend dominieren und verdrängen. Wir sind auf dem Weg, mit allen Unsicherheiten, eine neue Balance zwischen diesen verschiedenen Ansprüchen zu finden.

So läuft das ja nicht. Jede Entwicklung hat Verlierer und Gewinner, und der Staat kann nicht als göttlicher Strippenzieher allüberall heilend eingreifen. Wir können gelegentlich eines oder mehrere Objekte für solche Alternativen sichern und tun das auch, vieles ergibt sich aber in einer lebendigen Stadt und muss dann vom Einzelnen als Chance auch ergriffen werden.

Den Westen kenne ich nicht gut, aber ich sehe zweierlei: Er hat ein stärker entwickeltes Gruppengefühl als wir im Osten, und es gibt da auch städtebauliche Konzepte für sinnvolle Entwicklungen. Wir im Osten spüren immer noch alte Traditionen, die Vereine, auch die Quartiervereine, sind stark, und die kirchlichen Strukturen wirken noch nach. Ich erlebe das selber ganz stark im Kirchenchor.

In meiner Mittelschulzeit in Neuchâtel bin ich sozusagen filmisch aufgewachsen mit der Nouvelle Vague. Aber eine Filmhauptrolle spielen ist nicht mein Wunsch, als Kabelträger in Truffauts «La nuit américaine», da wäre ich jedoch gerne dabei gewesen.

«Die Steilpässe aus der Szene werde ich nicht verstolpern ...» Elisabeth Beéry

Diese Brache muss genutzt werden auch für die Kulturstadt St.Gallen. Die Bibliothek der Zukunft muss auch ein Ort der Begegnung und des Austausches sein. In der Lokremise könnte ein Forum integriert werden als Zentrum für den Austausch von Kultur, Bildung und Wirtschaft. Insbesondere ist auch der öffentliche Raum rund um die Lagerstrasse mit gestalterischen Massnahmen aufzuwerten. Diese Kulturachse muss sich bis zum Bundesverwaltungsgericht ziehen.

Warum so defensiv? Mein Job, und nicht nur meiner, wird es sein, diese Visionen Realität werden zu lassen. Die Stadtbevölkerung wird mitziehen, wenn der politische Wille klar ist und die Vorlagen überzeugend sind.

Die Kultur in der Stadt «verdient» mehr Geld. Da dürfen auch der Kanton und die umliegenden Gemeinden nicht kneifen. Kultur stiftet Innovation. Kultur ist ein Standortfaktor, weshalb auch die Wirtschaft ein Interesse an einem blühenden Kulturleben haben muss. Auch sie ist vermehrt einzubinden. Übrigens: Kultur braucht nicht nur Geld, sie bringt auch Geld.

Der Vergleich mit den Kulturausgaben anderer Städte, ist sehr schwierig, weil die Strukturen, die Finanzierung (Mitbeteiligung Bund und Kantone), die Budgetierung usw. überall anders ist. Entscheidend ist, ob und wo Handlungsbedarf besteht. Im Rahmen des Kulturberichtes wurden diverse Beiträge erhöht (KinoK, Freihandbibliothek, Kunsthalle, Museum im Lagerhaus, Grabenhalle, Förderung aktuelles Kulturschaffen). Vorgesehen sind weitere Erhöhungen von rund 500000 Fr. (Betrieb Kunstmuseum, Palace, Freihandbibliothek, Kirchhoferhaus, u.a.m.). Zu den Vorbildern: Graz macht tolle Arbeit.

Mit der Verwaltungsreorganisation wird eine Fachstelle Kultur geschaffen, die neu direkt der Stadtpräsidentin «unterstellt» ist. Personell müsste eine Verstärkung angestrebt werden. Die Kulturförderungskommission, die über die Kulturpreise, die Werkbeiträge und die Werkzeiten entscheidet, sollte vermehrt als beratendes Gremium bei wichtigen Projekten beigezogen werden.

Ich bin schon mit einigen in Kontakt. Ich besuche gerne kulturelle Anlässe. Auf politischer Ebene muss der Stadtrat das Gespräch mit KulturträgerInnen suchen, wie er dies etwa mit der Wirtschaft schon lange tut.

Nicht alles, was auf sich aufmerksam macht, ist per se schon Kultur. Wenn auf Dreieckern oder beim Vadian spätnächstens Leute Parties abfeiern, dann ist der Umgang damit nicht eine Frage der Kulturförderung bzw. der Kulturverhinderung. Da gilt der Satz: Meine Freiheit hört dort auf, wo sie die Freiheit der anderen einschränkt.

Die Stadt investiert seit einiger Zeit in die Erhaltung preisgünstigen Wohnraums (12-Mio.-Kredit für die Erhaltung preisgünstigen Wohnraums). Zusätzlich sind auch Projekte in Bearbeitung, wo zusätzlicher sozialer Wohnungsraum erstellt werden soll (z.B. Heimstrasse).

Osten: Naturmuseum beim botanischen Garten, Attraktives Wohnen im Achsenquartier und in der Remishueb, Westen: Stadtentwicklungskonzept SG West (Baukultur ist auch Kultur), Projekte im Rahmen der Zukunftswerkstätten Lachen und Heiligkreuz, Strassenraumgestaltung an der Zürcherstrasse, usw.

Ich bin in Verhandlung mit Warner Bros.: Arbeitstitel: «Mission possible – San-galle macht fürschi».

«Ich freue mich auf ein Literaturcafé ...» Freyd Brunner

Ich habe es schon oben gesagt, nur das Zusammenfassen von verschiedenen kulturellen Angeboten wäre sinnvoll. Denkbar wären Kantonsbibliothek der Zukunft und Mediathek, Freihandbibliothek und Ludothek, Kleintheater für Jazz und Tanz, das Kunstmuseum und allenfalls die Kunsthalle. Diese Vision, zusammen mit der Clubschule im Bahnhof, der neuen Fachhochschule und neuen kommerziellen Nutzungen wäre zweifellos eine Chance für unsere Stadt. Die Befürchtung, dass eine Vision nahe bei einer Illusion liegt, ist hier aber nicht ganz von der Hand zu weisen.

Dagegen sprechen die jetzigen Standorte und Gebäude verschiedener Institutionen, der grosse Finanzbedarf und die momentane Skepsis gegenüber Kulturvorlagen. Statt sich in der skizzierten Vision zu verrennen, würde ich ein kritisches Überdenken der Situation der Kulturinstitute vorziehen, um dann mögliche Umsetzungen anzugehen.

Für eine Stadt unserer Grösse haben wir ein reiches kulturelles Angebot. Dagegen gelingt es oft zu wenig, die Kultur richtig zu vermarkten und die Kulturschaffenden laufen Gefahr, zu wenig Publikum und zu wenig Interessenten für das vielfältige Schaffen zu haben. Hier hilft auch mehr Geld nicht. Wir müssen mehr zusammenfassen, Schwerpunkte und Höhepunkte bilden, und damit dann auch schwungvoll werben.

Im Jahre 2003 hat die Stadt wesentlich mehr, ca. 19 Mio. Fr., für Kultur ausgetragen. Winterthur ist im Finanzausgleich und wird vom Kanton Zürich subventioniert. Wenn, dann ist Luzern für mich ein Vorbild. Dort ist es gelungen, mit dem KKL eine Institution von nationaler Bedeutung und internationalem Ruf zu realisieren, dort wird auch die Vermarktung wesentlich mehr im Verbund der verschiedenen Angebote gemacht.

25

Die jetzige Aufgabe des Kulturbeauftragten der Stadt umfasst einen Teil Administration, einen Teil Koordination und einen Teil Motivation. Allenfalls kann die Aufgabe in ein Teipensum Administration und ein Schwergewicht Koordination/Motivation aufgeteilt werden.

St.Gallen braucht ein Kulturforum (ähnlich wie das Architekturforum), in dem ein gegenseitiger Ansporn, der Austausch von Tendenzen und das Erarbeiten gemeinsamer Projekte erfolgt. Der Stadtpräsident müsste Teil dieses Kulturforums sein.

Ich definiere den Begriff Kultur mit Vielfalt, mit Gestaltungsmöglichkeiten, mit Gestaltungswillen und mit gesellschaftlicher Qualität. Was an den erwähnten Plätzen – von einer Minderheit – an Beschädigungen, an Belästigungen, an Gewalt und an zerstreutem Abfall produziert wird, hat mit meinem Begriff von Kultur wenig zu tun. Wenn ein Zusammenleben in kultureller Qualität unser Ziel ist, dann müssen wir uns gemeinsam gegen den Missbrauch im öffentlichen Raum zur Wehr setzen.

Die Stadt St.Gallen verbilligt mit dem 12-Mio.-Kredit bereits eine erhebliche Anzahl von Wohnungen. Es kann nicht die Aufgabe der Stadt, darüber hinaus noch mehr günstigen Wohnraum anzubieten. Die Folge wäre eine noch grössere Soziallast der Stadt, obwohl die Stadt St.Gallen schon heute viel höhere Sozialkosten als die umliegenden Gemeinden ausweisen muss.

Nach meiner Ansicht entwickelt sich die Stadt im Osten und vor allem im Westen zu einseitig. Die wenigen Landreserven laufen Gefahr, bald auch noch zersiedelt zu werden. Wir müssten statt dessen das Stadtgebiet qualitativ und quantitativ besser verdichten und mögliche Umnutzungen vornehmen.

Ich bin kein Schauspieler, man kann mich nur «unplugged» wählen. Ich würde es wie Alfred Hitchcock machen: ein «Fünf-Sekunden-Lächeln» im Hintergrund müsste als Rolle genügen.

KRITISCHER NACHSCHUB

Der Strassenprotest gegen Krieg und Ökonomisierung findet seine Fortsetzung an den Wahlurnen: Gleich drei junge linke Gruppierungen treten mit je eigener Liste zu den St.Galler Gemeinderatswahlen an. Einig sind sie sich vor allem in einem Punkt: Allzu ruhig soll es in St.Gallen nicht bleiben. von Rolf Bossart



Seit Ruth Metzlers Alpenbitter und Jasmin Hutters Ausfälligkeiten wissen wir, dass Jugend kein Programm ist. Sie ist aber auch kein Vorrecht und kein Sprungbrett, kein Übungsfeld und schon gar kein Problem, wie die Bürgerlichen immer meinen. Sie ist nur eine Erfindung und eigentlich immer das, wofür sie gerade gebraucht wird: Die Sicherheitsleute brauchen randalierende, die Rassisten kriminelle ausländische, die Pharmaindustrien hyperaktive Jugendliche.

Dass die jungen Menschen aber kritisch sind und bleiben, ist heute eine der Hauptbedingungen für eine menschliche Gesellschaft. Aber immer kritisch sein macht müde und immer jung sein ebenso. Das wissen alle, die beides einmal waren und jetzt nicht mehr sind. Andere sind noch kritisch, aber nicht mehr jung, weder im Gesicht noch im Kopf. Wen wunderts bei all den Enttäuschungen und Einsamkeiten, die sich immer zu hinter aller Euphorie des Veränderungswillens einschleichen. Und von denen, die noch jung sind, aber nicht kritisch, wollen wir hier für einmal schweigen.

26

Wacher Geist

Zur Sprache bringen wir jene, die sich zusammengeschlossen haben gegen die Vereinzelung, die ihren Ideen Struktur geben, gegen die Formlosigkeit, die aus ihrer Meinung eine Haltung machen, die sich über ihre vagen Gefühle in Auseinandersetzungen Rechenschaft geben, die ihre Freizeit brauchen, um sich zu finden, die ihre Freunde brauchen, um sich zu bilden, die ihre Freiheit brauchen, um sich zu binden, die Privates öffentlich machen, die nicht Werteverlust beklagen, sondern Rechtsverlust anklagen, die nicht handeln wollen, ohne vorher gesprochen zu haben, und die auch nicht sprechen, ohne nachher handeln zu wollen. Sie haben die besten Chancen, dereinst zu den wenigen Exemplaren zu gehören, die mit 80 Jahren immer noch für Gerechtigkeit und Frieden auf die Strasse gehen und mit wachem Geist dem Establishment die Stirn bieten. (Wer es genauer wissen will, soll mal den Fridolin Trüb fragen aus St.Georgen, dieser alte/junge Friedensmann auf St.Gallens Strassen weiss, wie man das macht, mit aller Würde und Unbeugsamkeit.)

An den St.Galler Gemeinderatswahlen werden drei verschiedene Listen teilnehmen mit linker politischer Ausrichtung und mehrheitlich jungen Kandidaten. Es sind die Jungsozialisten (JUSO, seit 1998, bisher 1 Sitz im Gemeinderat), die Jungen Grünen (offiziell gegründet am 24. Juni 2004, bisher 1 Sitz im Gemeinderat) und die gemeinsame Liste von Alternativen und Partei der Arbeit (AL/PdA, seit 2003). Auch wenn Letztere beispielsweise sich explizit nicht als Jungpartei versteht und zudem es auch Linke und Junge gibt, die explizit nicht auf einer jungen Liste kandidieren, wie Slamer Etrit Hasler (SP-Liste), so sind diese drei Listen doch ein bemerkenswertes Phänomen, da Parteien und andere ähnliche Organisationen mit verbindlichen Strukturen schon seit Jahrzehnten Mitgliederschwund haben.

Getreu der Meinung von SP-Kandidat Hasler, dass dort, wo es wirklich um etwas geht, eine Trennung von jung und alt nicht angebracht ist, haben wir die Kandidaten von den drei Listen ins Zentrum hinein gefragt, dorthin, wo es weh tut:

Das ist im Moment illegal und sollte legal werden:

«Cannabiskonsum für Volljährige.» (Junge Grüne);
«Die Nutzung öffentlicher Aushänge ohne Polizeimitsprache» und «freier Aufenthalt von allen Menschen in St.Gallen.» (AL/PdA);
«Plakatchläbä.» (JUSO)

Im Gemeinderat ist vieles nicht möglich, dieses eine aber ganz bestimmt:

«Mitreden.» (JUSO);
«Keine politische Entscheidungsbefugnis für die Polizei, Stimm- und Wahlrecht für Ausländer.» (AL/PdA);
«Ein Sitz für die Jungen Grünen, um die Interessen der Jugendlichen zu vertreten.» (Junge Grüne)

So eine Hausbesetzung ist ... :

«... zu rechtfertigen.» (JUSO);
«... ein wirksames Mittel für die Alternativkultur, als letzter Schritt nach fehlgeschlagenen Verhandlungen.» (Junge Grüne);
«... bitter nötig für farbigen Wind in der Sleeping Zone, für kulturellen Freiraum, für echte gesellschaftliche Innovation.» (PdA/AL)

Das Wichtigste in der St.Galler Kulturpolitik:

«Allgemeine öffentliche Nutzung von leerstehenden Häusern bis zum Abriss, keine Gebühren und Bewilligungspflicht für Strassenkunst und nicht-kommerzielle Veranstaltungen, keine teuren viereckigen Betonklötze, um Kunst einzuschliessen.» (PdA/AL);
«Raum in den Köpfen, den Plätzen, in den Kassen, nur Mut.» (JUSO);
«Die Erhaltung von bestehenden Kulturräumen, Plattformen für Jugendkultur.» (Junge Grüne)

So heißen die politischen Feinde:

«Politiker, die aus Gründen des Profits natürliche und menschliche Ressourcen skrupellos ausbeuten.» (Junge Grüne);
«Wer St.Gallen zubetonieren und zu einer disziplinierten Polizeistadt machen will, steht nicht auf unserer Seite. Soziale Politik muss Ideen finden fernab von kapitalistischer Produktionsweise und Produkteverständnis. Jene, die daran festhalten, würden wir aber nicht als Feinde bezeichnen, sondern eher als geblendet von den herrschenden Verhältnissen.» (AL/PdA);
«Für Ungerechtigkeit plädierende Politiker, wohl eher Rechte ...» (JUSO)



Friedensdemo am 20. März auf dem Gallusplatz, ein Jahr nach Beginn des Irakkriegs. Foto: Franz Schibli

Das läuft absolut Scheisse in der Stadt:

«Der übertriebene Polizeieinsatz auf Drei Weiher.» (Junge Grüne); «Die Polizei und ihre Securitas-Laufhündchen, die das bisschen Freiraum dauernd einschränken und die Jugendlichen in die Stadt zum Konsumieren schicken. Wo ist der produktive Ausgleich?» (AL/PdA); «Was läuft denn?» (JUSO)

Alle sprechen von Sicherheit. Was soll denn sicherer werden?

«Demonstrieren! Die Forderung nach einem Vermummungsverbot ist absurd.» (JUSO); «Dass der Mensch Gewissheit hat, nicht benutzt zu werden für die Bereicherung von anderen, in sozialer oder wirtschaftlicher Hinsicht. Wer Mut hat und sich getraut, an das Gute zu glauben, ist bereits viel sicherer.» (AL/PdA); «Ausbildungs- und Arbeitsplätze, die Sozialwerke.» (Junge Grüne)

Was ist eure revolutionärste Idee?

«Menschen brauchen Liebe und Beachtung zum Leben, nicht Macht und Ruhm. Die Idee der Revolution an sich ist die revolutionärste. Dafür aber braucht es jede Menge kleine Ideen.» (AL/PdA); «1/3 junge Stadtparlamentarier, keine Berufsjugendliche wie die Tschassis Hutter oder die Reimänner.» (JUSO), «Manager und Firmenbosse für Fehlentscheidungen, die für Arbeitnehmer existenzbedrohende Folgen haben, strafrechtlich verfolgen und verurteilen.» (Junge Grüne)

Moderate Gesinnungslage

Zugegeben, die Fragen waren etwas provokativ gestellt, immerhin sind die Antworten dafür klar, informativ und produktiv. Mit dieser Art Fragen haben wir auch die beachtliche Kompromissbereitschaft der Kandidaten und Kandidatinnen etwas unterlaufen wollen, die uns doch in den mündlichen Gesprächen etwas erstaunt hat. Soviel realpolitische Einschätzung, moderate Gesinnungslage und Einsicht in die Notwendigkeit von Mittelwegen hatten wir bei den linken jungen Parteien nicht erwartet. Die jungen Bewegungen der letzten Jahrzehnte waren jeweils radikaler aufgetreten. Aber wenn man bedenkt, wieweit nach rechts viele der früheren radikalen 68er und 80er gedriftet sind, so könnte man sich für die Zukunft fast den umgekehrten Weg erhoffen. Wer mit dem Kompromiss beginnt, sieht irgendwann auch da und dort die Notwendigkeit von Fundamentalkritik und Unnachgiebigkeit. – In diesem und im Sinne der politischen Jugend: Machen wir, was wir wollen, aber sehen wir zu, dass wir selber wollen, was wir machen. Gute Wahl im September.

Die Fragen wurden gestellt an die folgenden Personen, weitere Fragen zu den Parteien können ebenfalls dort deponiert werden: Matthias Glaettli, Junge Grüne (matthias.glaettli@bluewin.ch), Manuela Lutz, JUSO (ela.lutz@gmx.ch), Harald Buchmann (harald.buchmann@student.unisg.ch), und Thomas Koller, (paisible@uglyfrogs.ch), AL/PdA.

VADIAN ZU DEN WAHLEN

von Harry Rosenbaum

Joachim von Watt (1484-1551), der sich später als Humanist, Stadtarzt und Bürgermeister auch Joachimus Vadianus nennt, zeichnet sich heute in St.Gallen durch die höchste Taubendichte pro Quadratmeter Denkmal aus. Man mag einwenden, dies sei bei den wenigen Denkmälern in der Ostschweizer Metropole nichts Aussgewöhnliches. Aber der Mann am Bohl auf dem Piedestal aus erratischem Schwarzwälder Granit, der in Bronze gegossene Centurionpanzer der Stadtreformation, der mit mächtiger Geste, mehlsackschwerer Bibel, breit gestellten Beinen und mit wachen Augen zur Kathedrale hinauf schaut, damit dort die Katholischen nicht zu übermütig werden, begreift sich wohl immer noch als unumstösslicher Pflock im St. Galler Glaubenskampf, auch wenn das kaum mehr jemanden interessiert; auch die Tauben nicht.



Aber es ist gut so! Genau dieses Pflockhafte zeichnet den Mann nämlich aus, macht ihn so unübersehbar, so unentbehrlich, so zweckdienlich; denn wer in der Stadt sich treffen will und nicht weiß, wo, der trifft sich beim Vadian. Jede Demonstration und jedes fasnächtliche Agguge kann stattfinden, weil alle (Vadian sei Dank) zusammengefunden haben. Der Universalgelehrte, der es in der Weltstadt Wien zum Universitätsrektor gebracht hatte, der vom ruhmreichen Kaiser Maximilian Lorbeer aufs Haupt empfing und dergestalt zum Latein-Poeten zertifiziert worden ist und der im 16. Jahrhundert souverän einen Stammplatz in der obersten Liga der europäischen Intellektuellen besetzte, kehrte aus nie geklärten Gründen in seine provinzielle Vaterstadt zurück und ist hier der Nullpunkt im Koordinatensystem von Fasnächtlern, Demonstranten und Biertrinkern – zumindest seit hundert Jahren: Dannzumal nämlich stand ein gar grimmiger, leider anonym gebliebener St.Galler (s. Bild) dem Zürcher Bildhauer Richard Kissling Modell für ein Denkmal. Grund genug für ein kurzes Gespräch mit dem Jubilar und Alt-Bürgermeister, schliesslich ist Wahljahr.

«Herr Vadian, wie fühlen Sie sich, wo Sie jetzt seit hundert Jahren als Standbild-Recke unser aller Meetingpoint sind, was am 2. Juli auch gebührend gefeiert wird?» – «Passen Sie gut auf! Der Streit zwischen Hennen und Hähnen soll hier vor Ihnen ausgetragen werden. Passen Sie gut auf, wie die beiden Parteien ihre Sache vorbringen.» – «Hm ... Herr Vadian, wir sehen nur Tauben hier. Aha, jetzt werden wir erst schlau. Sie zitieren aus ihrer lateinisch abgefassten Gerichts-Posse «Gallus pugnans – Kampfhahn», die Sie als Tierfabel 1514 in Wien veröffentlicht haben, und meinen die Mitglieder des Grossen Gemeinderates im Waaghaus. Deren Gezänke hören Sie natürlich.» – «Unter uns Menschen, die wir heute allorten uneins sind, ist das Aufflammen des Hasses nicht zu verwundern. Je exakter unsere Vernunft zu unterscheiden vermag, desto mehr Meinungsverschiedenheiten entstehen, desto mehr Kriege. So ist der Gang der Menschheitsgeschichte.» – «Was sollen denn die tun im Gemeinderat, damit sie miteinander wieder umgänglicher werden?» – «Wenn nun Hennen und Hähne wie früher miteinander auskommen, voller Wohlwollen, Einsicht und Liebe, so werden sie gerettet sein und ein Leben führen, das glücklich ist.»

100 Jahre Vadiandenkmal. Stadtführung und Speis und Trank mit dem Reformator, 2. Juli, 18 Uhr, Vadiandenkmal

JEDER IST VERDÄCHTIG

Überwachungskameras, elektronische Zäune, private Sicherheitsdienste, Buspatrouillen – der Kosmos der Praktiken zur Überwachung der Stadt ist unüberschaubar geworden, sagt die Zürcher Architektin und Autorin Elisabeth Blum. Ein Interview über den Verlust der Bewegungsfreiheit, über die Sprache als Waffe und über die Notwendigkeit der Einmischung in öffentliche Angelegenheiten. von Kaspar Surber

Elisabeth Blum, die Politik lässt uns glauben, Sicherheit sei eine Angelegenheit der Nationen. In Ihrem neusten Buch «Schöne neue Stadt» beschäftigen Sie sich vornehmlich mit der Sicherheit im Stadtraum. Warum? Dem Fall des Eisernen Vorhangs folgte eine Ära neuer Grenzziehungen. Zunächst neuer äusserer Grenzen. Ununterbrochen ist von der Sicherung der Landesgrenzen die Rede, von den zahllosen Unerwünschten, die illegal die Grenzen passieren. Und überall versucht man, Migranten abzuschieben. Nicht zu Unrecht spricht man ja von Europa als einer «Festung», die nur noch diejenigen passieren lässt, die für einzelne Länder von wirtschaftlichem Interesse sind – und umgekehrt all die abzuwehren sucht, die hier nach Brot, Wohnung und Arbeit suchen.

Aber es entstehen auch neue *innere* Grenzen. Davor hatte schon vor etwa zehn Jahren der französische Sozialwissenschaftler Alain Touraine gewarnt: «Das grösste soziale Phänomen, das wir in der westlichen Welt erleben», sagte Touraine, sei nicht das Verschwinden nationaler Grenzen, «sondern das Entstehen innerer Grenzen.» Die mehr und mehr im Stadtraum installierten Kameras sind Signale dieser neuen Grenzen. Sie sollen beweisen, dass unsere Sicherheit angeblich bedroht ist. Die Kameras beobachten uns. Um mit Hannah Arendt zu sprechen: Für sie bzw. diejenigen, die sie installierten, ist jeder verdächtig. Wie wir uns bewegen, was wir tun, mit wem wir uns treffen – das alles sind plötzlich Faktoren der sogenannten inneren Sicherheit. Deshalb meine Beschäftigung mit der Stadt.

Mit den Grenzen verschob sich also auch der Begriff der Sicherheit?

Richtig. Es ist interessant zu beobachten, was mit dem Sicherheitsbegriff in den letzten Jahren passiert ist. Es gab eine Zeit, da verstand man unter Sicherheit existentielle Sicherheit,

Existenzsicherung durch Arbeit. Oder, bei Jobverlust, in Folge von Krankheit oder im Alter, durch ein Netz sozialer Sicherungen. Die liberalisierte Weltökonomie stellt diese existentielle Sicherheit für sehr viele Menschen heute in Frage – ausgerechnet in einer Zeit des sozialen Abbaus verschiebt sich der Begriff Sicherheit auf ein anderes, beschränktes Feld der Bedeutung: Menschen, die existentiell prekar leben, werden zur Gefahr erklärt für all die, die noch nicht in die Armutsfalle geraten sind.

Können Sie Beispiele nennen?

Beispiele für die Verschiebung «vom sozialen zum strafenden Staat» nennt Loïc Wacquant in seinem Buch «Elend hinter Gittern». Der Soziologe zeigt anhand von statistischen Untersuchungen, dass und wie in den Vereinigten Staaten selbst Kleindelikte so hart bestraft werden, dass viele von denen, die aus purer Not stehlen, in Gefängnisse gesteckt werden. Das hat zu einem richtiggehenden Gefängnisboom geführt. Zu einer komplexen Verquickung der wirtschaftlichen Interessen von Firmen der Sicherheitsindustrie mit technischen Innovationen und nicht zuletzt der Sicherung der Haushalte einzelner Bundesstaaten. Diese Logik, zeigt Wacquant, lässt sich auch in Europa beobachten, wenn auch längst nicht in denselben Ausmassen.

Was genau meinen Sie mit «Logik»?

Nur ein Beispiel: In der englischen Universitätsstadt Oxford ist praktisch jedes College videoüberwacht. In den Eingangsbereichen zwölf bis sechzehn Bildschirme. Als wir die Colleges besuchten, haben wir nachgefragt, und irgendwann hat uns ein Pförtner gesagt, das Ganze sei im Grunde eine Katastrophe, es gebe überhaupt nichts mehr, was nicht überwacht werde. Wenn es aber die Kameras nicht

gäbe, sagte er, würde keine Versicherung mehr bereit sein, die Colleges zu versichern. Und ohne Versicherung blieben die Studenten weg. Mit anderen Worten: Nicht mitmachen in diesem Überwachungszirkus heisst ganz einfach: Ende des Colleges. Eine Art selbstlaufender Logik. Und anscheinend ohne jeden Zweifel vollkommen vernünftig.

In Ihrem Buch betonen Sie in diesem Zusammenhang die Bedeutung des öffentlichen Sprechens über die Sicherheit.

Wenn heute von Sicherheit gesprochen wird, muss man sofort die Frage stellen: Wer eigentlich spricht? Und in wessen Interesse? In seinem Buch «Was heißt Sprechen?» hat der Soziologe Pierre Bourdieu eindrücklich beschrieben, wie die Sprache als Waffe – oder exakter als Konstruktionsmittel der Wirklichkeit – funktioniert. Wie Sprache Wirklichkeit vorfabriziert. Wenn in der Stadt ununterbrochen Tatbestände miteinander verknüpft werden, die nicht ursächlich zusammengehören, zum Beispiel «schwarze Ausländer» mit «Drogen» oder «Yugos» mit «Gewaltverbrechen», dann sollen die, die das lesen bzw. hören, diese falsche Verknüpfung als Wahrheit empfinden – und die Massnahmen gegen diese Gruppen als vernünftig ansehen. Äussere Erscheinungsbilder werden kategorisiert, die Folge haben Sie ja in der letzten Ausgabe Ihrer Zeitschrift am Beispiel der Türsteher aufgezeigt: «Yugos, Türken, Schwarze bleiben draussen».

Sind Sie der Ansicht, dass Phänomene wie Türsteher und Buspatrouillen in einer beschaulichen Stadt wie St.Gallen in die von Ihnen skizzierte allgemeine Entwicklung gehören?

Ja. Und zwar weil sie derselben Logik entsprechen: Ringsum sprechen alle davon, dass etwas getan werden müsse. Also wird etwas getan. Und die Massnahmen, die ergriffen werden, erfahren deswegen eine so hohe Akzeptanz, weil sie in ganz kleinen Schritten, ganz allmählich eingerichtet werden. Einzelne Massnahmen erscheinen zu geringfügig, als dass man gegen sie protestiert, in der Summe aber zu umfangreich, um gegen sie noch zu rebellieren. Der Kosmos der Praktiken zur Überwachung der Stadt ist unüberschaubar geworden.

Welche Gefahren birgt diese Entwicklung für die Gesellschaft?

Wenn wir heute als Individuen den Stadtraum betreten und potentiell beobachtet werden, gehen grundsätzliche demokratische Rechte verloren, etwa das Recht auf Bewegungsfreiheit in der Anonymität – ohne, dass darüber abgestimmt wurde. Die grösste Gefahr also ist die Beschniedlung demokratischer Rechte und Freiheiten. In meinem Buch spreche ich

ja nicht nur von der Verdrehung von Begriffen und der daraus folgenden Verschiebung ihrer Bedeutung. Zu beobachten ist auch, dass Praktiken, wie sie aus totalitär verfassten Gesellschaften bekannt sind, sich ohne demokratische Kontrolle wie selbstverständlich in den Strukturen *unserer* Gesellschaften einzunisten beginnen. Der Begriff Demokratie wird um seine Substanz betrogen – ausgerechnet von denen, die uns ständig sagen, es gehe um *unsere* Sicherheit.

Geht es bei allen diesen neuen Sicherheitsmassnahmen auch um soziale Disziplinierung? Wertet überhaupt jemand all die erfassten Daten aus?

Wie die Daten, etwa der Überwachungskameras, ausgewertet werden, dazu kann ich mich nicht äußern. Ohne Zweifel sind mit den neuen Sicherheitsmassnahmen immer disziplinierende Absichten verbunden. In seinem Buch ‹Überwachen und Strafen› beschreibt der Philosoph Michel Foucault das Panoptikum, einen von Jeremy Bentham entwickelten Gefängnistyp. Bei diesem Projekt aus dem 18. Jahrhundert gibt es einen zentralen Mittelturm, von dem aus die einzelnen Zellentrakte kontrolliert werden. Wobei es überhaupt nicht darauf ankommt, ob jemand im Zentrum der Anlage sitzt und beobachtet oder nicht – die Gefangenen bewegen sich diszipliniert, weil sie jederzeit beobachtet werden könnten. Wir werden sehen, wie nach zwanzig oder fünfzig Jahren überwachter Stadt die Menschen geformt – oder deformiert sein werden.

Gibt oder gab es denn Ideen gegen diese disziplinierende Stadt, auch aus architektonischer Sicht?

In der Theorie definiert sich die Stadt als ein Sammelsurium von Lebensformen jeglicher Art, nicht als lebensfeindlicher Raum. Dementsprechend gab es immer wieder Ideen, die Stadt im Sinne dieser offenen Vorstellung zu sehen. Etwa von Paulo Virilio, dem französischen Philosophen und Architekten. Oder von der englischen Architektengruppe Archigram. Virilio hat die Stadt einmal mit einem Ozeandämpfer verglichen und gefordert, die Stadt müsse – wie der Dämpfer Rettungsboote besitze – Bojen für Menschen bereitstellen, die vom sozialen Abstieg bedroht sind: Einrichtungen, wo Menschen hingehen und ihre Existenz neu organisieren können.

In eine ähnliche Richtung zielt auch Archigram. Die Gruppe sah die Stadt gegliedert nach Hardware und Software. Hardware – Plätze, Straßen usw. – verleihen der Stadt Identität. Mit der Software – mobilen Einrichtungen – dagegen hat eine Stadt die Möglichkeit, kurzfristig auf gesellschaftliche Veränderungen zu reagieren. Genau dafür hat Archigram ein ganzes Repertoire von Erfindungen gemacht, zum Beispiel einen >>>



Die Stadt zurückerobern, Plan St.Gallen: Spontane Fussballmatches hinter dem Hauptbahnhof. Bild: Rita Kappenthuler



29

Die Stadt zurückerobern, Plan Konstanz: Das Atelier für Sonderaufgaben lobt gemeinsam mit einer Schulklassie die öffentliche Siesta. Bild: Florian Bachmann



Die Stadt zurückerobern, Plan Wien: Seit 1998 wird auf Initiative des Künstlers Friedemann Derschmidt im öffentlichen Raum nach dem Schneeballprinzip gefrühstückt: Wer eingeladen wird, macht später selbst einen Tisch auf. Passanten und Polizisten sind herzlich willkommen. Bild: Andreas Gartner

Manche Leute kaufen sich von dem Geld, das sie nicht haben, Sachen,

Postkarten
Taschen
Rucksäcke
Kerzen
Tücher
Geschenkartikel
Erfreuliches
Nützliches
Originelles

Späti's Boutique

Späti's Boutique GmbH
Spisergasse 24
CH-9000 St.Gallen
Tel. 071 223 85 35
Fax 071 223 14 06

die sie nicht brauchen, um Leuten zu imponieren, die sie nicht mögen

Natürliche Frischmarkt- küche.

Täglich wechselndes Angebot

Fisch- und Fleischspezialitäten

Vegetarische Gerichte.

Idyllhotel
Appenzellerhof

Schlafen • Geniessen • Entspannen

Laure und Herbert Sidler, CH-9042 Speicher AR
Telefon 071 344 13 21, Telefax 071 344 10 38
info@appenzellerhof.ch, www.appenzellerhof.ch



Finde heraus,
was du gerne tust.
Dann tu's.

Coco Chanel

professionelle

LAUFBAHNBERATUNG FÜR FRAUEN

Lydia Jäger, 071 222 15 14
info@profession-elle.ch
www.profession-elle.ch

e

KunstBrot

Rosenbergstr. 61, St. Gallen
Di-Fr: 10-18.30 Uhr
Sa 10-16 Uhr
071 220 17 27
www.kunstbrot.ch

Audio

Mach Deinen Computer zur Soundmaschine

- Software (Synth's, Sequenzer..)
- Hardware (Soundkarten, Midikeyboards ...)
- Kurse und Workshops (Cubase, Reason...)



Objekte

Individuelle Objekte

in Metall
und Ton



Rucksack, den man zum Haus aufblasen kann.

Gewiss, die Ideen sind nicht 1:1 umsetzbar, aber sie bringen einen dazu, ein vollständig anderes Bild von Stadt zu denken und zu entwickeln: eine Stadt, die den Menschen als «ultimatives Subjekt» begreift. Eine Stadt also, die beispielsweise Migranten – genau umgekehrt zu heute – nicht als Feinde ansieht, als wäre das eine Selbstverständlichkeit, sondern sie als das versteht, was sie sind: als Menschen in Not, denen unbedingt geholfen werden muss – mit Phantasie und Engagement.

Heute, in der Schweiz, wie steht es da mit Kritik?

Im Gegensatz zu Deutschland oder Österreich kenne ich hier keine Architekten, die für Fragen dieser Art empfänglich sind. Für sie sind sie offensichtlich zu wenig chic. Die gleiche Selbstbeschränkung, zugespitzt könnte man auch sagen: Feigheit, ist bei vielen Kulturschaffenden zu beobachten. Wenn man sich aber Joseph Beuys zum Vorbild nimmt – für Beuys war jeder für die «soziale Plastik» wie etwa eine Stadt verantwortlich und somit Künstler –, dann ist es wichtig und richtig, zu beobachten, was sich in der Gesellschaft tut. Und sich einzumischen. Der Mangel an Leidenschaft für öffentliche Angelegenheiten, von dem Richard Sennett spricht, zeigt sich ausgerechnet besonders auffällig bei denen, die sich für die Gestaltung des öffentlichen Raums für zuständig halten.



Elisabeth Blum studierte Architektur an der ETH Zürich und lehrte als Gastdozentin und Assistenzprofessorin. Seit 1998 arbeitet sie als Dozentin an der Zürcher Hochschule für Gestaltung und Kunst. Sie ist Autorin zahlreicher Bücher, u.a. «Wem gehört die Stadt?» (Lenos) und «Schöne neue Stadt. Wie der Sicherheitswahn die urbane Welt diszipliniert» (Birkhäuser). Gemeinsam mit Peter Neitzke hat sie zwei Bände herausgegeben: «Boulevard Ecke Dschungel. StadtProtokolle» (Edition Nautillus), und (eben bei Birkhäuser erschienen) «FavelaMetropolis. Berichte und Projekte aus Rio de Janeiro und São Paulo». Außerdem realisierte Blum Einzel- und Gruppenausstellungen von Fotos und Zeichnungen.

Ä SUUBERI STADT

Die Stadt St.Gallen soll ein neues Polizeireglement mit brisanten Änderungen bekommen: Wer stört, wird weggewiesen, wildes Plakatieren wird zum Offizialdelikt, und möglicherweise kommt auch noch ein Vermummungsverbot. von Andreas Kneubühler

Das Polizeireglement der Stadt St.Gallen stammt von 1964 und atmet den Geist der 50er Jahre. Es gibt darin einen Artikel gegen Unfug, und es ist verboten, am Sonntag «im Freien, auf Zinnen, Balkonen und vor Fenstern Wäsche aufzuhängen». Eine Revision ist unbestritten oder wie es in Amtssprache heisst: «Im Lichte der geänderten Lebenswirklichkeit werden die Gebots- und Verbotsbestimmungen den heutigen Bedürfnissen angepasst.» Doch das Reglement wird nicht nur revised, der Vorschlag des Stadtrates, über den der Gemeinderat nach den Sommerferien noch beraten wird, enthält rigide Massnahmen, mit denen auf ein behauptetes Sicherheitsbedürfnis der Bevölkerung reagiert wird.

Im neuen Reglement gibt es etwa einen Artikel mit einer Wegweisungsbefugnis. Vorbild ist die Stadt Bern, die die äusserst umstrittene Regelung 1998 eingeführt hat. Proteste, Klagen vor Gericht – mittlerweile gibt es deswegen sogar einen jährlichen Aktionstag – waren bisher vergeblich. Im Gegenteil: In weiteren Städten – Biel, Winterthur – wurden der Polizei inzwischen ähnliche Befugnisse eingeräumt. Und St.Gallen schwimmt nun ebenfalls auf der Repressionswelle mit.

31

Zusätzliche Verschärfungen

Künftig könnten in der Stadt Personen von einem Ort weggewiesen oder ferngehalten werden. Mündlich erteilt gilt die Wegweisung für 24 Stunden, schriftlich bis zu 14 Tage. Der Artikel zielt auf «Gruppierungen, die durch ihr häufig aggressives Auftreten das Sicherheitsgefühl der Einwohnerinnen und Einwohner sowie der Gäste unserer Stadt nachhaltig beeinträchtigen», heisst es in der Botschaft. Im Klartext: Wer stört, wird weggewiesen.

Auf wen der Artikel zielt, muss nicht gross übersetzt werden. Mit «Personen, die unter Einfluss von Alkohol oder mit einem anderen Mittel mit berausender Wirkung öffentliches Ärgernis erregen», sind die Alkis und Junkies rund ums Waaghaus gemeint und mit Personen «bei denen der begründete Verdacht besteht, dass sie oder andere, die der gleichen Ansammlung zuzurechnen sind, die öffentliche Sicherheit und Ordnung gefährden oder stören», sind unschwer die Punks vom Bahnhofplatz als Zielgruppe zu erkennen.

Damit nicht genug. Zu hören war, dass das neue rigide Polizeireglement für diese doch eher beschauliche Stadt auch noch ein Vermummungsverbot bei Demos enthalten soll, eine Bestimmung, die in der Vorlage noch nicht enthalten ist. Und es geht noch weiter: Künftig soll das Kleben von wilden Plakaten zu einem Offizialdelikt werden. Bis-her brauchte es jeweils einen Strafantrag des Grundeigentümers. «Das Sanktionieren war deshalb schwierig und aufwändig», so die Begründung. Nun soll es einfacher werden: Wer klebt, zahlt. Wie heisst es doch so schön in der Vorlage: Plakate müssten sich so ins Ortsbild einfügen, «dass eine befriedigende Gesamtwirkung» entstehe». Ballenberg lässt grüssen.



«MIT ALLER KRAFT UNSERE GI DURCH BESUCH DER SPIELE!»

Eigentlich hatte der Historiker Christoph Bischof ja nur den Auftrag, einen Text über die kurze Existenz des Arbeiterfußballs in St.Gallen zu verfassen. Wie er sich aber durch die alten Ausgaben von Tagblatt und Volksstimme blätterte, entstand eine Text- und Bildcollage rund um das Jahr 1932, in der die damals weltberühmte Tänzerin und Sängerin Josephine Baker, der nunmehr bekannte St.Galler Flüchtlingshelfer und ehemalige FC-Brühl-Präsident Paul Grüniger sowie unbekannte Fußballclubs erscheinen und sich mit Aktualitäten aus Politik, Wirtschaft und Alltag vermischen. Wie heißt doch die Lizziatsarbeit von Bischof so schön? «Der Fußball ist ein Kind seiner Zeit – zur Struktur- und Sozialgeschichte des Fußballs in St.Gallen».

Es ist kalt an diesem Januarmorgen 1932, als der Schnellzug von Rorschach in die Bahnhofshalle einfährt. Aus einem Erstklasswagen steigen 16 Herren und zwei Damen aus, alle elegant gekleidet. Sie werden von zwei Herren mit Zylindern und schwarzem Anzug respektvoll begrüßt. Die Gepäckträger befördern eine beachtliche Menge von Koffern auf die Perrons, beobachtet von einem halben Dutzend Arbeitsloser, die interessiert verfolgen, wie nun die eine Dame mit der fuchsroten Pelzboa auf hochhackigen Absätzen einem schwarzen Taxi zusteigt. Einige der Männer grinsen und nicken einander zu. Hast du dieses schwarze Gesicht gesehen?

Weltstar in St.Gallen

Der eine der Begleiter öffnet die Taxitüre, sagt Hotel Hecht, und schon setzt sich der mächtige Chevrolet in Bewegung. Die andere Dame, offenbar ein Dienstmädchen, trägt mit den Portiers die Gepäckstücke zur Tramhaltestelle. Um die Herren mit den modischen grellen Anzügen, die stark zu ihren ebenfalls schwarzen Gesichtern kontrastieren, hat sich nun eine Menge von Schaulustigen versammelt,

die aufgereggt diskutieren, wer diese Leute seien. Einer hält eine Zeitung in der Hand und ruft über die Köpfe hinweg, das ist das Orchester, aber wo ist sie, die Baker? Sie ist bereits im Hotelzimmer, vielleicht ist sie froh, den grossen Metropolen entronnen zu sein, in Wien war sie ungastlich empfangen worden, man hatte offiziell «Bussgottesdienste für die schweren Verstöße gegen die Moral, begangen von Josephine Baker» abgehalten, auch in St.Moritz wird sie 1935 angehalten, im Hotel den Dienstboteneingang zu benützen, vielleicht sehnt sie sich nach ihrem geliebten Paris zurück, zur legendären Zeit der Revue nègre im Théâtre des Champs Elysées, aber heute muss sie im Scala Theater in St.Gallen auftreten, sie muss die musternden Blicke der Hotelgäste über sich ergehen lassen, die teils entrüsteten, teils begeisterten Kommentare in den Zeitungen.

Sie weiß nicht, wer dieser «St.» ist, der im St.Galler Tagblatt einen euphorisch wirkenden Bericht verfasst hat, mit Sätzen wie: «Unseres Erachtens wird durchwegs zu sehr ererbtes Negertum unterstrichen und man glaubt, in ihr den Kongo erwacht zu sehen. Es fehlt nur noch, dass man in dem hinreissenden Drang, Lebensfreude in Tanz und hellem Lachen ausdrücken zu können, Nachklänge des Kannibalismus zu hören vermeint. Man vergisst, dass in der Ahnenreihe Josephines auch weisses Blut zu finden ist. Die Mischung hat dieses Wesen geschaffen; aus ihr heraus wuchs diese gazellenschlanke Gestalt. Einst Ungezähmtes verlor das ungestüme Branden; uralter Rhythmus ist geblieben.» Oder: «Nein, wir dürfen in der Baker nicht die Negerin sehen.» Und: «Wie wuchs ihr Körper in ungetrübtem Ebenmass, als sie in «Deux amours» die Arme in Ekstase ausstreckte.» Sie weiß auch nichts von jenem Besucher auf einem der vorderen Plätze, der vielleicht nach dem zwölftägigen Arbeitstag oder dem zermürbenden Umhersitzen nach dem Stempen auf diesen einen Moment in seinem Leben gewartet hat, sie weiß nur dies, dass sie diese kalte und abweisende Stadt am 16. Januar wieder verlassen wird Richtung Paris.

Scala-Theater
Hechtplatz ST. GALLEN Tel. 12.05

JOSEPHINE BAKER

kommt persönlich zu einem nur zweitägigen
Gastspiel ins Scala-Theater St. Gallen mit
ihrem großen Jazz-Orchester, den
16 Baker-Boys.

JOSEPHINE BAKER bringt die Atmosphäre des Casino de Paris auf die Scala-Bühne. Der schwarze Star hat die französische Metropole monatelang mit seinen neuesten Darbietungen begeistert — auch St.Gallen wird ihr zujubeln.

Die Presse röhrt ihre Tänze und originelle Lieder als die Darbietungen einer reifen, hervorragenden Künstlerin. Josephine Baker, begleitet von ihrem Jazz-Orchester, den 16 Baker-Boys und zahlreichen weiteren Künstlern, wird St.Gallen mit ihrem erfolgreichen Weltstadtkonzert überraschen.

Es finden nur drei Vorstellungen statt:

Dienstag, den 12. Januar, abends 8 1/4 Uhr
Mittwoch, den 13. Januar, nachm. 3 1/4 Uhr
Mittwoch, den 13. Januar, abends 8 1/4 Uhr

VORVERKAUF

Heute wurde der Vorverkauf für das Weltstadt-Variété-Programm, täglich ab 2 Uhr an unserer Tageskasse, Telefon 1205

eröffnet.

Eine Prolongation dieses außergewöhnlichen Gastspiels ist vollkommen ausgeschlossen!

Telephonische Bestellungen werden für die Dienstag-Vorstellung nur bis Dienstagabend 4 Uhr, für die Mittwochabend-Vorstellung nur bis Mittwochabend 4 Uhr reserviert.

Eintauchen ins Jahr 1932: Die Stickereiexporte waren zusammengebrochen, die Arbeitslosenzahl auf einen neuen Höchststand geklettert. Die konservative Volkspartei lancierte eine Motion «betreffend Erschwerung des Handels im Umherfahren» gegen die neuen Migroswaren, die katholische Kirche bekämpfte das gemeinsame Baden und im Kino Palace konnte man zum ersten Mal im Film eine «Busen-Regenerations-Operation» von Frau Dr. Noel, Paris, sehen sowie Magenchirurgie, nämlich die «Entfernung eines Löffels a. d. Magen eines Häftlings», dies alles unter der Regie von Eberhard Frohwein, dem Regisseur von «Vollkommene Ehe», während im Capitol «Eine Stadt sucht einen Mörder» prolongiert wurde. Auch kündete die Museumsgesell-

WOSSEN, DIE ARBEITERFUSSBALLER, INTERSTÜTZEN»



schaft den Vortrag des berühmten Kulturphilosophen Hermann Graf Keyserling an, «Die kommende Welt», wohingegen an der Ecke Rorschacherstrasse/Sternacker die «1. Landung des Donaudampfers» annonciert wurde. Schliesslich lud die «Int. Juristische Vereinigung u. Rote Hilfe der Schweiz» ein ins Hotel St. Leonhard, wo der «berühmte Jurist und Kenner Russlands, Professor Felix Halle aus Berlin spricht über: Kirchliche Ehe – Bürgerliche Ehe – Sowjetische Einheit Fr. 1.–, Mitglieder und Arbeitslose 50 Rp.».

AFC Rapid - ein politischer Fussballclub

Ob Ernst Feurer jener Besucher war im Scala, an jenem denkwürdigen 13. Januar 1932, der Joséphine Baker zugejubelt hat, ist ungewiss,

Die Phoenix
Nähmaschinen-Vertretung
früher Poststraße 13

Phoenix befindet sich jetzt im
Pfaff-Nähmaschinen-Laden

E. Feurer, St. Gallen
Vadianstraße 3 Tel. 27.26

wie auch die Entstehung seines Fussballklubs, so um 1928 oder 1929 herum. Der Arbeiterfussballclub St.Gallen, kurz AFC Rapid, war gegründet worden, weil etliche Spieler vom FC St.Gallen mit der damaligen Entwicklung zum Profifussball unzufrieden waren. Die

Tendenz des FC St.Gallens hin zu einem «Herrenklub» wurde dadurch noch verstärkt: Hier die einfachen Spieler, meistens Arbeiter, dort die gutbezahlten Profis, meist Ausländer aus England, Österreich oder Ungarn.

Der ehemalige Spieler und Mitbegründer des AFC Rapid, Ernst Feurer, erinnerte sich: «Ja, wir haben die offizielle Meisterschaft des SATUS mitgemacht. Einer der Grossen im Arbeiterfussball war z.B. der FC Neumünster in Zürich. Aber gegen die hatten wir keine Mühe. Wir waren ein Spitzenklub im Arbeiterfussball. Also wir hatten z.B. dazumals Grössen vom FC St.Gallen, welche mit uns spielten, Oskar Hafner, der Heiri Kriessmer. Sie

DIE SPORT-SEITE



Die erste Mannschaft des Arbeiter-F.C. Rapid St. Gallen

wechselten zu uns, weil sie mehr Bindungen zu uns als St.Gallen-Östler besaßen. Dazu kam, dass die damaligen ausländischen Profis bei St.Gallen ein Monatsgehalt von 300 bis 400 Franken bezogen. Der Hafner und Kriessmer bezogen nichts, man putzte ihnen vielleicht die Fussballschuhe, stellte Leibchen zur Verfügung, den Platz. Das alles bekamen sie aber bei uns auch. Wir haben aber auf alle Fälle nicht beim SFAV mitgemacht. Wir haben nur Freundschaftsspiele ausgetragen gegen die Reserven des FC St.Gallen und FC Brühl. Aber Gegner fanden wir überall, weil diese damit eine Trainingsmöglichkeit hatten. Denn im SATUS gab es wenig Gegner, das waren so fünf oder sechs. Auch das Training war wenig geregelt. Der eine kam eine Stunde später und ging mit, womöglich noch in Zivilschuhen. Das war eine andere Zeit als heute.»

Schon nach kurzer Zeit war es aber mit dem Klub zu Ende. «Nicht wahr, wir waren mehr oder weniger alles organisierte Gewerkschafter. Nicht dass wir uns offiziell Kommunisten nannten, aber uns war die Sozialdemokratie immer irgendwie zu brav. Wir gingen unsern Weg immer etwas links der Parteilinie. Als es dann immer offensichtlicher wurde, dass ein Grossteil der Spieler stark links stand, kam es zu einem «Chlapf». Die Sozialdemokratische Partei griff ein unter Führung des Stadtrates Widmer, der uns früher unterstützt hatte. An einer Versammlung des SATUS brachte er mit seinen Leuten den Antrag durch, dass wir ausgeschlossen wurden. Es waren diese Differenzen, politisch und gewerkschaftlich, man fürchtete uns ein bisschen. Wir wurden also aus dem SATUS ausgeschlossen und das Vereinsmaterial wurde beschlagnahmt. Danach gingen die Spieler fort, z.T. in den spanischen Bürgerkrieg oder sonst wohin. Dann war es fertig.»

Ein Polizeihauptmann macht Sportpolitik

Das Büro, einfach eingerichtet, ein massiver Schreibtisch aus dunklem Eichenholz, zentral in der Mitte das schwarze Telefon, daneben der Schreibtischschoner, links eine schwarz polierte Schreibmaschine Marke Adler, ein grosses Gestell voller Ordner, mit den fortlaufenden Jahreszahlen versehen, über der Eingangstüre eine grosse runde Uhr. Der Mann, mittelgross, in einer dunkelgrünen Polizeiuniform mit hochgeschlossenem Kragen, lederne Epauletten und zwei Reihen glänzender Messingknöpfen, schmales Gesicht, glattrasiert, eine randlose Brille. Kurz nach acht Uhr morgens dann das verabredete Zeichen, ein starkes erstes und dann ein schwächeres zweites Klopfen, es soll an das Hopp Brühl auf dem Fussballplatz erinnern. Drei Männer kommen heute, alle eine Zeitung schwenkend und gleich beim Eintreten den Polizeikommandanten erregt begrüssend, hast du es schon gelesen, das ist zu stark, da muss man etwas dagegen unternehmen.

>>>

Die Entscheidung fällt
im Meisterschaftsspiel
Concordia-Brühl
am Pfingstmontag, nachmittags 3 Uhr, auf dem
Sportplatz Krontal

Jubiläums-Schwingen

Grüninger nickt und weist den anderen ihre Plätze rund um den Schreibtisch zu. Es sei schon wahr, erstens sei die Niederlage gegen dieses Concordia wirklich bitter, am Ende würden gar diese statt Brühl aufsteigen und zweitens stecke sicher wieder dieser Tschudy dahinter. «Ja der mit dieser Druckerei», wirft Mattmann ein, «der hat ja schon im Komitee dafür gestimmt, dass die Liga verkleinert wird, sein FC konnte oben bleiben, wir mussten absteigen.» Grüninger putzt sich die Brille und entgegnet, man könne es ja einmal bei der Fremdenpolizei stecken, dieser englische Trainer sei gar nicht richtig angemeldet. Das müsse aber der Präsident machen, das könne nicht über ihn, Grüninger, laufen. Mattmann nickt, und die Runde diskutiert nochmals diese schmerzliche Niederlage, wie hart die Basler eingestiegen seien und dem 1:2 sei ein klares Offside vorausgegangen, jetzt werde es hart, die Zuschauer gingen nur noch aufs Espenmoos. Ja, die mit ihren Profis, das können wir uns nicht mehr leisten, aber das geht auch nicht mehr lange, pass auf, bald sind die auch unten, was die denen zahlen.

Während die drei Brühler auf dem Flur noch weiter debattieren, sitzt der Polizeihauptmann wieder am Pult, seine Augen auf die eingehämmerte Fotografie an der Wand rechts geheftet, der einzige Schmuck in diesem kargen Raum, er sieht wieder den Final in Bern anno 15 vor sich, und er nur Ersatz! Patusca und Fischer die Torschützen, Züllig der Captain! Brühl Schweizermeister gegen Servette, 3:0, die Heimfahrt im Speisewagen, die ausgelassene Feier in der Tonhalle. Ein leises Schmunzeln geht über sein Gesicht, in seiner Jubiläumschrift von 1926 hat er das Meisterschaftsfoto auf Drängen des anderen Ersatzspielers leicht abgeändert übernommen, der Pfannenstiel kannte den mitgereisten Fotografen, man retouchierte den damals in Uniform anwesenden Präsidenten weg, den Pfannenstiel und ihn dazu, das Bild war nicht schlecht gelungen, nur sein Leibchen war etwas dunkler, dafür prangte der Brühler Bär umso kräftiger auf seiner Brust.

Worte der Kommentatoren

Am 26. Juni 1932 wurde Lausanne mit einem 4:2 Sieg über Zürich Schweizermeister, die Volksstimme brachte das Foto der Verlierer, am 10. Oktober begann die Meisterschaft im Arbeiterfussball mit einem 6:2 Sieg des AFC Zürich I über den AFC Rapid St.Gallen, was den Berichterstatter bewog, an die organisierte Arbeiterschaft den Appell zu richten, «mit aller Kraft unsere Genossen, die Arbeiterfussballer durch Besuch der Spiele zu unterstützen. Übt Solidarität!»; diese Solidarität, zwar unfreiwillig, hatte der FC St.Gallen gezeigt, indem er am Ende der Saison 31/32 aus der National-Liga in die 1. Liga zu Brühl abgestie-

gen war und so der Bevölkerung wieder den Besuch der Stadtmatthes ermöglichte, nach dem Sport ins Variété Trischli, in den Baslerhof, in die Stadt Tarragona, in den Bierhof, ins Uhler, in den Hirschen, in die Sonne, ins Hotel Rest. Bahnhof St.Fiden, ins Fortuna, in den Frohsinn.

24. Oktober 1932: Rapid I – Winterthur I 3:5. «Weniger anziehend war dann das zweite Spiel des Arbeiterfussballclubs. Hüben und drüben wurde schwer gesündigt. Wohl kam jede Elf einige Male schön vor des Gegners Kasten, aber dann war es mit dem Können vorbei. Von einem Spielbericht wollen wir diesmal absehen, möchten aber den Wunsch aussprechen, die Leute möchten sich für die Zukunft etwas mehr den Entscheidungen des Schiedsrichters fügen, da derselbe nun eben für einen gewissen Zweck da ist. Nicht gerade vorteilhaft wirkte sich auch das viele Rufen der Spieler aus.»

Dagegen konnte Rapid II – Sihlpo I trotz 0:5 überzeugen, «denn das Spiel war von Anfang an lebhaft, und, was die Hauptsache ist, es wurde sehr fair durchgeführt. Wir konstatieren gerne diese Tatsache, die gegenüber dem missglückten Auftreten vom letzten Sonntag sehr angenehm berührte», während bei St.Gallen - Oerlikon (1:0) die Stürmer «einen Stiefel zusammenspielten, dass einem die Haare zu Berge standen. Was das Publikum vorgesetzt bekam, gehört so ziemlich zum Trostlosesten, was man sich denken kann. Noch ein paar solche Spiele, und kein Zuschauer wird sich mehr bereit finden, aufs Espenmoos hinauszupilgern. Es ist bedauerlich, so etwas schreiben zu müssen. Aber es ist besser, ehrlich die Wahrheit zu sagen, als sich Sand in die Augen zu streuen.»



Am 10. November 1932 liest man in der Volksstimme von blutigen Zusammenstössen in Genf, «Faschisten fordern Anklage gegen Nicole und Dicker; Sozialistische Gegenkundgebung; Militär schießt mit Maschinengeweh-

ren auf die Arbeiter; 10 Tote, 65 Verwundete; misslungener Anschlag auf Regierungsrat Martin; Ausnahmezustand erwartet; Roosevelt in den USA gewählt mit 472 Wahlmännerstimmen; in Berlin spricht man von einem eventuellen Rücktritt des Reichskanzlers; als Nachfolger wird Dr. Gessler genannt, der eine autoritäre Regierung mit parlamentarischer Rückendeckung zu bilden hätte.»

14. November 1932: Die Zeitungen berichten über die Militärrherrschaft in Genf, den ruhigen Verlauf des Generalstreiks, die Bestattung der Opfer und über das Cupspiel auf dem Krontal, das Brühl I gegen Juventus I Zürich 2:5 verlor. «Vor allem die Stürmer Boros und Titsch werden kritisiert. Man wird das Gefühl nicht los, dass diese Leute für den Sturm einfach zu weich sind. Das will nun beileibe nicht heissen, dass das Können nicht vorhanden wäre, aber es ist eben auch ein Gegner da, der für die graziöse Aufbauarbeit und die verschiedenen Tricks nicht das nötige Verständnis aufbringt.» Wenigstens spielte St.Gallen in Seebach 2:2.

Worte der Kommentatoren II

12. Dez. 1932: Freundschaftsspiele Arbeiterfussballklub Bregenz gegen Arbeiterfussballklub Rapid St.Gallen. Rapid I gewann 4:3, Rapid II 4:1. «Dabei zeigten die Genossen vom runden Leder ansprechende Kombinationen, nettes Mannschaftsspiel, einen flotten Zug aufs Tor, so sie bei Beginn der zweiten Hälfte mit 4:1 Toren im Vorsprung lagen. Trotzdem ist für beide Mannschaften ein intensives Kombinationstraining nötig, welcher Mangel speziell bei der ersten Mannschaft während der zweiten Spielhälfte klar in Erscheinung trat.» Noch klarer aber traten die Schwächen bei Brühl gegen Montreux zu Tage. «In einem Spiel um die Challenge-Meisterschaft verlor das Kronenteam auf dem Krontal 2:4 bei 10:3 Cornern für Brühl. Die Gästeelf besteht aus schaffensfreudigen Leuten, die nicht lange fuchteln und einen schönen Zug aufs Goal besitzen. Als Zentervorwart wirkte der ehemalige Servettin Bouvier, der die Mannschaft auch trainiert, mit. Die Elf hat diesen Sieg auch redlich verdient; nicht zuletzt verdankt sie denselben der faden Spielweise der Einheimischen. Was hier dem Publikum wieder gezeigt wurde, kann einem den Spielbesuch verleidet machen. Wo der Fehler liegt, haben wir nun schon zur Genüge gesagt, nur können wir nicht verstehen, dass hier nicht endlich Remedur geschaffen wird. Es sind ja immer die gleichen Sünder. Gut waren heute einzig Dürr, Tomasi, Wolf und Clerico, alle anderen Posten konnten nicht genügen. Von einer Spielbeschreibung wollen wir abssehen.» 19. Dezember 1932: AFC Rapid – Strassenbahner I (Zürich) 1:1. «Das Spiel, das leider auf hartgefrorenem, kaum spielbaren Boden

abgewickelt wurde, zeitigte eine leichte Überlegenheit der Gäste. Der Enderfolg blieb unseren Zürcher Genossen vorenthalten, da die Mittellinie von Rapid im Zerstören Gutes leistete.» Viel Lob bekam auch St.Gallen gegen Bözingen bei ihrem 5:0-Sieg. «Trotz des ungemein glitschigen Terrains, das allen Akteuren äusserste Aufmerksamkeit sowohl für die Körper- wie auch die Ballkontrolle abverlangte, entwickelte sich ein flüssiges Spiel. Der Torsingen hätte leicht noch höher ausfallen können. Ein Prachtgoal war das zweite, von Eckl wunderbar in die Ecke geschossen. Hoffentlich hält der gezeigte Eifer der Einheimischen auch bei den kommenden Meisterschaftsspielen an. Jetzt ist die Mannschaft erfreulich gut beieinander.»



Ausblicke

Nachzutragen wäre noch das Spiel Schweizer gegen Ausländer am 7. Februar 1932 auf dem Krontal; dass der St.Galler Hintermann mit der Schweizer Nationalmannschaft am 6. März 1932 in Leipzig gegen Deutschland 2:0

verlor; der grosse Demonstrationszug am 1. Mai mit der kämpferischen Ansprache von Genosse Walter Ernst, Parteisekretär aus Zürich und anschliessenden Produktionen in den Sälen des Schützengartens durch die Arbeiter-Sportvereine und der gefälligen Mitwirkung der Arbeitermusik, des Sängerkarolls, der Arbeiter-Turnvereinigung und der Radfahrer; das gleichzeitig auf dem Espenmoos stattfindende Spiel FC St.Gallen – FC Bern, das wohl manchen Sports- und Arbeiterfreund in eine Zwickmühle brachte, wie auch das zur gleichen Zeit stattende Rundstrecken-Rennen des Velo-Clubs Neue Sektion, mit Start und Ziel an der Bachstrasse-

Heimatstrasse, 30 Runden, zirka 55 Kilometer mit 10 Wertungen, oder die Frühlingsturnfahrt des Stadturnvereins St.Gallen nach Appenzell, Sammlung 7 Uhr im Schützengarten, für Aktive ist die Teilnahme obligatorisch, oder aber die öffentliche Volksversammlung am Sonntag, 1. Mai, nachmittags drei Uhr im Restaurant Bierhof mit einem Vortrag von Herrn Dr. Keller, Rechtsagent St.Gallen zum Thema «Aktuelle Volkswirtschaftsfragen» mit freundlicher Einladung von: Demokratische und Arbeiterpartei des Kantons St.Gallen; im Juni die pazifistische interkonfessionelle Grossveranstaltung in der Tonhalle mit gegen 2000 teilnehmenden Personen am Vorabend der Weltabrüstungskonferenz in Genf; im September das grosse Militärdéfilée auf dem Breitfeld vor Bundesrat Rudolf Minger und rund 100000 Besuchern; die Ende 1932 erfolgte Gründung der «Neuen Front» durch den Altstoffhändler Mario Karrer in Anlehnung an die Ortsgruppe St.Gallen der NSDAP; das über Monate sich erstreckende Tauziehen um einen neuen Leiter des Stadttheaters, welches schliesslich zugunsten des Sudetendeutschen Theo Modes ausging, der sich gegen die Bolschewisierung der Kunst wandte; und nicht zu vergessen das neue heimelige Café Herberger, an der Katharinengasse beim Theater gelegen, das sich den Sportsleuten wärmstens empfiehlt.

Christoph Bischof, 1954, lebt als Historiker mit Passion für den Fussball in St.Gallen. Bisher erschienen in der Serie «125 Jahre Fussball in St.Gallen»: Ein Club von Herrsöhnen. Die Gründung des FCSG (Februar), Der beste St.Galler Kicker aller Zeiten (März), Frauen am Ball (April), Brühl, nur du allein (Mai), Europameister im Klubhaus (Juni).





Gleich hinter dem Bodensee liegt Griechenland. Bestimmt. Bild: Adrian Elsener

SCHATTENSCHWIMMER

36

«Ich ziehe nach St.Gallen – du weisst schon, die Stadt am Bodensee.» Vor ungefähr einem Jahr war ich tatsächlich noch der festen Überzeugung, quasi direkt an die Ufer des grössten europäischen Sees zu ziehen. Welch Irrtum. Heute bin ich des Besseren belehrt: St.Gallen liegt gut versteckt in seiner ganz persönlichen Hügelfalte, und weigert sich, in irgendeiner Form die Präsenz des Sees auch nur zu Kenntnis zu nehmen. Bedauerlich, aber nicht so tragisch, könnte man nicht allzu deutlich feststellen, dass diese Einstellung zu Wasser in jeder Form in St.Gallen Konjunktur zu haben scheint.

Wenn ich – meistens nicht häufiger als ein oder zweimal im Monat – am See gewesen war, konnte ich hinterher fast jedes Mal einem ungläubig dreinschauenden St.Galler erklären, dass der See mehr ist als eine grosse Pfütze. Ich sei sogar schwimmen gewesen? Ob ich denn nicht wüsste, dass es da ein tolles Schwimmbad hätte, da oben, bei den drei Weihern? Auf meinen Einwand, es sei mir bekannt, dass es dort ein Schwimmbad gebe, ich es aber vorziehen würde, vor etwas gefälligerem Panorama zu schwimmen, ernte ich dann höchstens noch ein mitleidiges Kopfschütteln.

Um sicherzugehen, habe ich dann einfach bei nächster Gelegenheit den mir als vollwertigen Bodenseersatz gepriesenen Ort erneut besucht. Eine riesige Menschenmasse drängte sich auf einem kleinen Teil der Liegewiese – kein Wunder, der Rest lag ja im Schatten – und eine mindestens ebenso grosse Besuchertraube schwamm in blickdichtem braunem Wasser, natürlich ebenfalls im Dunkel zahlreicher Bäume. In diesem wahrlich merkwürdigen Chaos rannten mehrere Sicherheitskräfte umher, um die Grill- und Trinkgelage zu unterbinden. Da hab ich dann auch verstanden, warum mein Ostschweizer Gesprächspartner den Bodensee langweilig fand.

Angesichts des kleinen Flusses, der sich dieser Stadt bis auf wenige hundert Meter nähert, in seinem tiefen Bett aber gezwungen ist, St.Gallen erst recht zu einer wasserlosen Stadt zu machen, drängt sich die Frage aber erneut auf: Wieso steht diese Stadt dem Wasser, dem See so abweisend gegenüber? Am Bodensee allein kann's nicht liegen: Sowohl in Deutschland als auch in Österreich orientiert sich das gesamte Hinterland zum Ufer hin. Ist es dann einfach eine weitere Eigenwilligkeit der Schweiz? Nein, denn Seestädte wie Genf und Zürich machen einen vernünftigen Umgang mit dem Wasser geradezu vor. Offen gestanden: Der Reiz dieser beiden Städte ist wahrscheinlich zu einem grossen Teil in ihrer Seelage begründet.

Woran liegt die abwehrende Haltung dann? Ich weiss es nicht. Das einzige, was sicher ist: Ich werde wohl auch in Zukunft mehrheitlich meine Ausflüge zum See mit anderen Zugezogenen machen und mit ihnen die Verwunderung teilen, die mich jedes Mal aufs Neue überkommt, wenn ich auf der Landstrasse – oder auf der Autobahn – diese riesige blaue Fläche vor mir auflitzen sehe, und bedenke, dass eine der grössten Städte dieser Gegend existiert, ohne den Luxus diese Ausblicks auch nur ansatzweise zu würdigen.

Bei allen sehsüchtig-schwermütiigen Gedanken ist an dieser Stelle noch eine Erkenntnis zu vermelden, die mich auf eine merkwürdige Weise beruhigt und erfreut hat: Wenn die Tümpel-Liebhaber dieser Stadt in ihre Wohnungen zurückkehren und unter die Dusche steigen, um die Reste der braunen Fluten aus ihrem Waldschwimmbad vom Körper zu waschen, dann, so hat mir die Dame von den Stadtwerken versichert, kommt jeder Tropfen Wasser aus dem Bodensee. Versprochen.

René Boucsein, 1983, Student, unlängst nach St.Gallen gezogen, behauptet immer noch steif und fest, am Bodensee zu wohnen. Für Saiten beschreibt er sechs Monate lang das Stadtleben aus Sicht des Neuankömmlings.